

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von * * * * *

Richard Fleischer

Vierunddreißigster Jahrgang. Erster Band

Januar bis März 1909



Stuttgart und Leipzig

1909

Deutsche Verlags-Anstalt

Inhalt

des

Ersten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXXIV

(Januar bis März 1909)

Aufzeichnungen des Prinzen Friedrich Karl von Preußen über den Feldzug von 1866	I. 145.
Der Krieg in der Gegenwart	
Hermann Guden: Aus den Briefen Rudolf v. Bennigsens. XXXIV	
E. v. Jagemann: Auswärtige Politik im Bundesstaat	
E. Krollmann: Drei neue Briefe von Ernst Moritz Arndt	
v. Ablefeld, Vizeadmiral a. D.: Kriegslärm und die englische Seemacht	
Prof. Dr. S. A. Scott aus Ann Arbor: Longfellows Bedeutung für Amerika	
Hans Passarge (Königsberg): Der Ursprung der Schwerkraft	
Nisgr. Graf Vay von Vaya und zu Lustod, apostolischer Protonotar: Groß-	
britannien jenseits des Ozeans. Reisebilder aus Kanada. 71. 250.	
Ein deutsches Institut für radiologische Forschung	
Scheff, Regierungs- und Baurat: Soll der Seefanal nach Berlin gebaut werden?	
M. v. Brandt: Westliche Verfassungswehen	
Prof. S. K. Helmert: Die Internationale Erdmessung in unsrer Zeit	
E. Budde: Bemerkungen über die Gesellschaftsteuerfrage	
O. Lehmann: Künstliche Zellen und Muskeln aus fließenden Kristallen. Mit 6 Abbildungen	
Prof. M. E. Hering (Prag): Die elektrischen Kräfte des Herzens im Dienste der Medizin	
Sürst Lichnowsky: Die Friedensfrage in militärischer und politischer Beleuchtung. Ein Brief an den Herausgeber	
Adolf Baruaß: Die Nachlasssteuer vom sozialethischen Gesichtspunkt	
Prof. Dr. Rudolf Hoernes (Graz): Erdbebenvorheragung und Schutz gegen Erdbeben	
Kosendahl, Konteradmiral z. D.: Zum Flottenausbau	
Baron Gramm: Braunschweig	
Rudolf v. Gottschall: Literarische Schulen und Cliques	
Oscar Montelius: Der voraugustische Verkehr zwischen der Ostsee und dem Mittelmeer	
Dr. R. Koch, Wirklicher Geheimer Rat, Reichsbankpräsident a. D. (Berlin-Charlottenburg): Der Goldvorrat der Reichsbank	

	Seite
Arthur v. Rziha, Kapitän: Der Weg nach Persien	236
Alessandro Luzio, Direktor des Staatsarchivs in Mantua: Neue Urkunden über Georg v. Frundsberg	238
Prof. O. Knopf (Jena): Die Jenaer Gläser in ihrer Bedeutung für die Wissenschaft, besonders die Optik	242
Abbé Th. Moreux, Direktor des Observatoriums in Bourges: Die wissenschaftliche Bedeutung der antarktischen Expeditionen	258
Dr. H. Freiherr v. Stengel, Staatssekretär a. D.: Finanzreform und Clausula Franckenstein	289
Staatsrat Dr. v. Bruuns: Die Verluste durch Verwundungen im Kriege der Gegenwart. Kriegschirurgische Ergebnisse des Russisch-Japanischen Feldzugs 1904/05	299
Prof. Dr. August Sournier: Wessenberg an Genz. Oesterreichische Briefe von der Londoner Konferenz, 1831 und 1832	310
P. Lenard: Ein Radiologisches Institut in Heidelberg	327
Prof. Angelo De Gubernatis (Rom): Galileo Galilei	329
Dr. R. Koch, Wirklicher Geheimer Rat, Reichsbankpräsident a. D. (Charlottenburg): Im Dienst des Roten Kreuzes. Erinnerungen	338
Prof. Dr. Kurt Wolf (Tübingen): Ueber die Einwirkung des elektrischen Stroms auf Bakterien	349
Sergei Goriaunow: Die Großfürstin Katharina Alexejewna (Kaiserin Katharina II.) und ihr geheimer Briefwechsel mit Sir Charles Hanbury Williams	355
Tommaso Salvini: Die Nationalität in der dramatischen Kunst	368
Sir Henry Roscoe (London): Internationale Verständigung. Ein Brief an den Herausgeber der „Deutschen Revue“	371
Friedrich Hippold: Einiges über Pfarrer Kestle von Mering	375

Berichte aus allen Wissenschaften

Dr. phil. H. von der Gabelenz: Murillo als Maler kirchlicher Visionen	136
Anthropologie: Dr. Ludwig Reinhardt: Der älteste in Europa nachgewiesene Mensch und seine körperlichen Ueberreste	265
Geschichte: V. Schulz: Admiral Byng	387

Kleine Revuen

Literarische Berichte	139. 269. 393
Eingefandte Neuigkeiten des Büchermarktes	142. 272. 395

An unsre Leser!

Die „Deutsche Revue“, die mit dem vorliegenden Heft ihren vierunddreißigsten Jahrgang beginnt, hat sich durch ihre Eigenart und durch Mitarbeit der ersten Kräfte auf allen Gebieten nicht nur in Deutschland sondern in allen Kulturländern so viel Anerkennung und Sympathien erworben, daß sie beim Eintritt in ihren neuen Zeitabschnitt wohl davon absehen kann, ihre besonderen Ziele aufs neue ausführlich darzulegen. Sie gibt il Lesern, die im Laufe der Jahre an Zahl stetig gewachsen sind und zugewisse den führenden Kreisen des modernen Geisteslebens angehören, Versicherung, daß sie ihre hohe Aufgabe, auf allen Gebieten politischer wissenschaftlicher Betätigung aufklärend zu wirken und dem Fortschrittdienen, auch weiterhin mit Ernst und Nachdruck zu erfüllen suchen wird, hegt die zuversichtliche Hoffnung, daß sie sich mit diesem Bestreben nicht das Vertrauen ihrer bisherigen Leser und Freunde erhalten, sondern auch Sympathien noch weiterer Kreise gewinnen wird.

Von den für den neuen Jahrgang in Aussicht stehenden Beiträgen seien außer den im vorliegenden Hefte enthaltenen einstweilen genannt:

- Aufzeichnungen des Prinzen Friedrich Karl von Preußen aus Feldzug 1866.** Von W. F.
- Dr. R. Koch, Wirkl. Geheimer Rat, Reichsbankpräsident a. D. (Charlottenburg): Im Dienst des Roten Kreuzes. Erinnerungen.
- Veröffentlichungen aus Briefen des Erzherzogs Johann, des Freiherrn von Gablenz, Friedrich Theodor Bischofs, aus dem Nachlasse Joachim u. a.**
- Paul Thorbecke:** Aus Deutschlands Sturm- und Drangperiode. Bilde Briefen an Gervinus, Mathy und D. Fr. Bassermann.
- Aus Preußens trübsten Tagen.** Nach unveröffentlichten Hamburger Documenten.
- Aus den Memoiren des Feldmarschalls Baron Siemietcki.**
- Baron Gramm-Braunschweig:** Tagebuchaufzeichnungen.
- Nadine Helbig:** Tolstoj-Erinnerungen.
- Konteradmiral a. D. Rosendahl:** Die deutsche Marine einst und jetzt. Nordenskjöld: Ueber Andrees Grab und über Erreichung des Nordpols durch lenkbare Luftschiffahrt.
- Geh. Rat Prof. Dr. Everbusch (München): Krankenfürsorge in alter und neuer Zeit.
- Prof. Hertner (Berlin): Ueber Ingenieure als Verwaltungsbeamte.
- Professor Dr. Kurt Wolf (Tübingen): Ueber die Einwirkung des elektrischen Stromes auf Bakterien.

Dienstzeit war, als einziger deutscher Fürst, und daß es erst eines direkten Eingreifens des Kaisers bedurfte, um ihn zu bewegen, für die Einführung der zweijährigen Dienstzeit im Bundesrat die braunschweigischen Stimmen abgeben zu lassen.

Daß die braunschweigischen Stimmen gegen die Aufhebung des § 22 des Jesuitengesetzes abgegeben wurden, war lediglich dem Prinzen Albrecht zuzuschreiben. Da man in Berlin seine entschiedene Meinung und seine sehr antikatolische Gesinnung kannte, wurde überhaupt nicht der Versuch gemacht, der an andern Höfen Erfolg gehabt hatte, ihn umzustimmen.

Die Braunschweiger würden undankbar sein, wenn sie nicht anerkennen wollten, daß die Regierung des Prinzen Albrecht während der Zeit von 1885 bis 1906 eine solche gewesen ist, wie sie auch unter dem Herzog Wilhelm kaum eine andre gewesen sein würde. Daß die Finanzen des Landes in dieser Periode eine wesentliche Verschlechterung erlitten, ist nicht die Schuld der Regierung, sondern war eine Folge von Verhältnissen, über welche die Regierung keine Macht hatte. Dankbar aber muß das Land dem verstorbenen Regenten dafür sein, daß er nie auch nur den geringsten Versuch gemacht hat, eine neue Dynastie zu gründen und das angestammte Fürstenhaus zu verdrängen. Daß Fürst Bismarck den Wunsch gehabt hat, Prinz Albrecht möge in Braunschweig eine preussische Sekundogenitur begründen, ist mir nicht zweifelhaft, aber er kannte offenbar nicht zur Genüge des Prinzen legitimistische Anschauungen. Prinz Albrecht hat sich immer in erster Linie als preussischer Prinz gefühlt, als Regent des Herzogtums Braunschweig nur, solange er sich innerhalb der blaugelben Grenzpfähle befand.

Sein unerwarteter Tod rief lebhaftes Bedauern im Herzogtum hervor, obgleich er keine tiefe Lücke riß. Seine vornehme Gesinnung, die Pflichttreue, mit welcher er auf seinem Posten ausharrte, obgleich er schon wenige Jahre nach seinem Regierungsantritt ein wirkliches herzliches Interesse daran verloren, sichert ihm für alle Zeit ein dankbares Andenken.

Nach dem Tode des Regenten trat der Regenschaftsrat wieder in Tätigkeit, und der Landtag wählte auf seinen Vorschlag am 28. Mai 1907 einstimmig den Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin zum Regenten.

Daß sich der Vorsitzende des Regenschaftsrats und des Staatsministeriums Herr von Otto lebhaft für die Wahl des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, des dritten Sohnes des verstorbenen Regenten, interessiert hatte, ist kein Geheimnis. Aber obgleich der Prinz sich persönlich der größten Sympathien erfreute, so wäre eine einstimmige Wahl desselben nie durchzusetzen gewesen, weil man im Lande fürchtete, es würde durch seine Wahl ein Wechsel der Dynastie angebahnt, den man in keiner Weise wünschte.

Der Herzog Johann Albrecht zog am 5. Juni in Braunschweig ein und hat es verstanden, sich in der kurzen Zeit seiner Regierung allgemeines Vertrauen zu erwerben. Er hat ohne Frage heute schon einen tieferen Einblick in alle Verhältnisse, wie der Prinz Albrecht und selbst der Herzog Wilhelm nach

sechzigjähriger Regierung gehabt haben. Ich bin immer der Meinung gewesen, daß der Fürst eines so kleinen Landes eigentlich alle Landeseinwohner kennen müsse, und daß er nie zuviel sich auch um die Details der Regierung bekümmern könne. Der Herzog Johann Albrecht hat gezeigt, daß er für alle Angelegenheiten des Landes ein lebhaftes Interesse hat und daß er, was ihm besonders hoch angerechnet wird, für die Geschichte des Landes und für alle Erinnerungen, die dem Volke teuer, Verständnis und Pietät besitzt.

Literarische Schulen und Cliquen

Von

Rudolf v. Gottschall

Wenn das dichterische Genie ein Singleton ist, wie es nicht allzuoft von der Literaturgeschichte ausgespielt wird, so zeigt sie daneben oft Gruppen von Talenten, die bisweilen in ihren Schöpfungen eine gemeinsame Richtung verfolgen oder durch ihre landschaftliche Herkunft und aus andern Gründen einen engeren Zusammenschluß gesucht und gefunden haben. Oft ist solche Gruppierung eine Tat der Literaturhistoriker, die ihnen hintendrein das gemeinsame Zeichen aufbrennen; oft haben die Dichter selbst ihre Zusammengehörigkeit betont. Der Blick auf einige dieser literarischen Gruppen aus früherer Zeit wird uns den besten Maßstab zur Würdigung ähnlicher Erscheinungen in der Gegenwart geben.

In der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts war der Voberschwam aus Bunzlau Martin Opitz, der gefeierte Dichter, an den sich ein ganzer Mattenkönig schlesischer Poeten, unter denen sich sogar zwei Bunzlauer Landsleute befanden, anhing; er war der Meister der ersten schlesischen Dichterschule, ein Mann von Geschmack, der die deutsche Poesie von den angehäuften Geschmacklosigkeiten säuberte, indem er sich dabei teils an die alten Klassiker, teils an ausländische Muster anlehnte, er selbst charakterlos und liebedienerisch, als Protestant das Lob des Grafen Dohna singend, der die schlesischen Protestanten mit seinen Dragonaden grausam verfolgte, zuletzt in den Diensten des Polenkönigs stehend. Doch in seiner Poetik hat er manches Treffende gesagt, und so wandelten viele der jüngeren Dichter in seinen Bahnen. Der zweite Poet, der neben ihm mit gleicher Würdigung genannt wird, Paul Fleming, der liebenswürdigste und begabteste deutsche Dichter des siebzehnten Jahrhunderts, war in Meissen geboren, also ein Sachse; das Landschaftliche war bei der schlesischen Dichterschule durchaus nicht maßgebend; auch in andern deutschen Gauen folgten zahlreiche Dichter der Fahne, welche Opitz aufgesteckt hatte. Er selbst hatte indessen keineswegs die Werbetrommel gerührt und durchaus nicht die Absicht, eine Schule zu gründen; diese entstand später ohne sein Zutun. Anders verhielt es sich mit dem Holsteiner Pastor Johann Rist, der an der Eider eine Dichtergesellschaft unter

dem Namen des Schwanenordens stiftete; er bewegte sich übrigens im Fahrwasser von Opitz und schrieb meistens Gelegenheitsgedichte, darunter recht alberne Hochzeitskarmine. Einen mehr genossenschaftlichen Charakter hatten auch die Begnißschäfer in Nürnberg; an ihrer Spitze standen Harßbörfer, der Verfasser des poetischen „Trichters“, Klaj und Birken, der eine „Redebündelkunst“ herausgab. Die ganze zierliche Porzellanschäferei dieses poetischen Nürnbergerturns stand unter dem Einfluß der Herchnia von Opitz; es war eine Clique von Dichterlingen, die in der Stadt des Hans Sachs und seiner Meisterlänger einen geläuterten, aber bedauerlich schwächlichen Ton anschlug. Nicht in den Bereich dichterischer Schulen gehört der Palmenorden, diese große fruchtbringende Gesellschaft, der auch Opitz angehörte; man kann sie eher einer Akademie vergleichen, wie sie in Frankreich und Italien bestanden.

Die zweite schlesische Dichterschule war bestrebt, der Poesie größeren geistigen Gehalt und mehr Lebensglut und Leidenschaft zu geben, was die erste bei ihren mehr formalen Bestrebungen versäumt hatte; doch geriet sie dabei auf Abwege, in große Verzerrungen und bodenlosen Schwulst, der besonders in ihrer Lyrik wucherte, während im Drama das abschreckend Gräßliche mit einer Beimischung des schamlos Ueppigen überwog; zwei solide Beamte, der Breslauer Rathsherr und Ratspräsident Hofmann v. Hofmannswaldau und der kaiserliche Rat Daniel Raspar v. Lohenstein, jener als Lyriker, dieser als Dramatiker und Romandichter, ließen der ausschweifenden Phantasie, die in ihren Akten keine Befriedigung finden konnte, unbegrenzten Spielraum in ihren Dichtungen; sie stellten leuchtende Muster des poetischen Bombasts für die Nachwelt auf und fanden in Schlesien selbst zahlreiche Jünger und Nachfolger, die in poetischen „Vorbeerhainen“ und „Blumengärten“ mit ihren Meistern wetteiferten. Insofern kann man allerdings von einer Dichterschule sprechen, als ein gemeinsamer Ton und Stil eine große Menge poetischer Erzeugnisse beherrschte; doch fehlte jede äußere Zusammengehörigkeit. Ihren Nachfolgern gegenüber waren Hofmannswaldau und Lohenstein immerhin hervorragende Talente, von denen der erstere eine gewisse Anmut, der letztere einen gewissen Schwung besaß. Auch wurde die ganze Dichterkraft des phantasievollen Schlesiens keineswegs durch die beiden Dichterschulen absorbiert; der bedeutendste Dramatiker Andreas Gryphius stand abseits von denselben, und ein genialer Stürmer und Dränger, wie Günther, ging in der Lyrik seine eignen Wege, wenngleich die Schmutzfarben der zweiten Dichterschule in einigen seiner Gedichte unverkennbar sind.

Die Stürmer und Dränger des achtzehnten Jahrhunderts, die Klinger, Venz, Maler Müller, Wagner, haben niemals ein gemeinsames Band gesucht und sündigten alle auf eigne Faust; auch unsre Klassiker, die eine Zeitlang zusammen in Weimar lebten, waren im ganzen nicht unter eine Haube zu bringen; nur die Freundschaft der Dioskuren Goethe und Schiller war ein Bild schönster und fruchtbarer Gemeinsamkeit. Episoden des literarischen Zusammenwirkens ohne weitergreifenden Einfluß bildeten die verschiedenen Dichterbündnisse, die unter Anlehnung an irgendeine maßgebende Persönlichkeit jüngere Kräfte ver-

einigten. So lehnte sich ein Schweizer Bund an Bodmer und Breitingen an; in Leipzig bot Gottsched den Nachstrebenden einen festen Halt; in Halberstadt sammelte sich um Gleim, der es bis zum Meihusalem bringen sollte, eine Genossenschaft mit mündlichen und brieflichen Freundschaftslieben und Wohltätigkeitsaffekuranzen. Am meisten von sich sprechen machte der Göttinger Hainbund, der allerdings in zwei Jahren schon abgeblüht war. Die Jünglinge, die sich in einem malerischen Eichengrund versammelten, vergötterten Klopstock, dem sie huldigende Feierlichkeiten widmeten, und verdamnten Wieland, dessen „Zdris“ verbrannt wurde, ähnlich wie die Burschenschaften beim Wartburgfest die Schriften von Kogebue verbrannten. Vorher hatten die Hainbündler indessen schon Blätter aus der Wielandschen Dichtung herausgerissen und als Tibibusse verwendet. In Halberstadt wie in Göttingen lasen sich die Mitglieder des „Barnasses“ in nuce gegenseitig ihre Gedichte vor und unterwarfen sie einer gestrengen Kritik; diejenigen, welche gut bestanden hatten, wurden in Dichterbüchern gesammelt. Zu den Hainbündlern gehörten vor allem Wolf und Hölty. Die Leitung des Bundes lag in Boies Händen; später waren auch die beiden Brüder, die Grafen Stolberg, Mitglieder; Bürger gastierte nur bisweilen. Einen literarischen Mittelpunkt fand die jugendliche Dichtergemeinde in Boies Musenalmanach. Wenn auch ein patriotisches Bardentum die Grundstimmung derselben war, so schlug sie doch keineswegs neue Bahnen ein; das altdeutsch kostümierte Bardentum kam bald aus der Mode, und wie weit später die Wege der jungen Poeten auseinander gingen, dafür ist ein sehr beweiskräftiges Dokument der Fehdebrief, den Wolf gegen den Apostaten, den Grafen Friedrich von Stolberg, richtete.

Die Klassiker haben keine Schule begründet, wohl aber die Romantiker — die Romantik war ein Schritt vom Wege, den unsre klassische Dichtung eingeschlagen hatte; durch einen Abfall von Schiller, von dem bleiernem „Schiller“, wurden die Schlegel, besonders Friedrich v. Schlegel, Begründer einer neuen literarischen Schule. A. W. v. Schlegel hatte in Drama und in Balladen antike Stoffe behandelt; auch Friedrich war dem Hellenentum zugeneigt, im übrigen philosophisch gebildet. Diese Senenser Gelehrten, die das Zeug dazu hatten, neue Doktrinen zu verfechten, kamen in Jena, noch mehr aber in Berlin mit Dichtern zusammen, die sich in freiem Spiel der Phantasie zu ergehen gewohnt waren. Da erschien vor allem Ludwig Tieck, dem die klassische Bildung etwas Wildfremdes war, der lange Zeit Hintertreppenromane für heutelustige Verleger geschrieben und dann Märchen jeder Art verfaßt hatte, ein Freund Shakespeares, der romanischen Poeten, Novellendichter und Märchenerzähler, und aus dem Bund desselben mit den jungen Senenser Gelehrten und Dozenten wurde die romantische Schule geboren. Ihr Evangelium war die Selbstherrlichkeit und Alleinherrschaft der Phantasie; das Romantische selbst, das sie der Klassizität gegenüberstellten, war der geistige Extrakt der romanischen Literaturen und ihrer mittelalterlichen Blüte. Eine neue Schule braucht Stichwörter, welche Prinzipien oft ausdrücken, oft verschleiern; sie braucht eine journalistische Propaganda. Das „Athenäum“ und die „Europa“ waren die im ganzen kurzlebigen Journale, in

denen die neue Richtung ihre verworrene Theorie vertrat. Die erhabene Frechheit hatte Friedrich Schlegel aus seinem Auditätenroman „Lucinde“ in das Programm der neuen Schule mitherübergenommen; außerdem war die „Ironie“, welche Schiller und Goethe nicht kannten, eine wesentliche Ziffer in der Summe der neuen romantischen Einsichten. Diese über allem schwebende, alles vernichtende Ironie hatte Hegel bezeichnet als die göttliche Frechheit des Urteilens und Absprechens, ohne sich mit der Sache einzulassen. Man suchte nach einer neuen Mythologie, ebenso nach einer Urpoesie; der gute Geschmack galt als eine Geisteskrankheit. Doch die schaffenden Talente kümmerten sich wenig um diese großen Gesichtspunkte der Doktrinäre; sie überließen sich ihrer üppig wuchernden Phantasie. Am meisten hatte noch der junge kranke Novalis, der Dichter der „Hymnen der Nacht“ und des „Heinrich von Ofterdingen“, mit den philosophischen Tönangebern gemein; ihm erschien die Poesie als die eigentümliche Handlungsweise des menschlichen Geistes; das Leben sollte in der Poesie ohne Rest aufgehen. Novalis war der Poet der visionären Verzückungen. Tieck dichtete seine Märchen-dramen mit großer Formlosigkeit und irrlichernenden geistigen Lichtern; Theodor Amadeus Hoffmann, ein begabter Erzähler, sah seine Gespenster in die reale Wirklichkeit hinein, daß sie selbst aus allen Altensafziteln hervorlugten; Clemens Brentano, der begabteste Lyriker der Schule, gab seinem wüsten Genialitätsdrang in fast burlesken Faustiaden und stürmisch bewegter Sagedramatik Ausdruck, Dichtungen, die von einzelnen Schönheiten funkelten, während der Dichter selbst an immerer Zerrüttung und in einem hohlen Regendenwesen zugrunde ging. Maßvoller war Achim v. Arnim, obschon er einzelne bedauerliche Puppentheorien schuf, und Meister Fouqué, welcher der Romantik den mittelalterlichen Harnisch anzog und mit einer einzigen Märchendichtung den Vogel abschloß. Hinter den Führern aber drängte sich eine bunte Menge. Zahlreich waren die Mitarbeiter im Weinberge des Herrn, ein Publikum aber haben die romantischen Dichter nie besessen, wenigstens nicht die Gründer der Schule; die leichte Belletristik, die ihr Nebelschweif wurde, fand mehr Anklang bei der Lesewelt. Hier bildeten sich auch viele Cliques, wie dies meistens der Fall ist, wenn eine Schule sich zersplittert. Diese geistlose Spätromantik wucherte besonders in Dresden, wo sie ihre Teelränzchen, Abendzeitungen und sonstige Vergnüglichkeiten besaß; ja, die Dresdner Clique machte sogar Opposition gegen den Altmeister der Schule, Ludwig Tieck, als derselbe nach Dresden übergesiedelt war. In diesen Cliques, wie überhaupt in der romantischen Schule, spielten die Frauen eine große Rolle. Schon an dem Werdeprozeß der ersten Romantik, der sich vorzugsweise in Jena abspielte, waren die Frauen, welche der Freigeisterei der Leidenschaft hulbigten, wesentlich mitbeteiligt; es gab da eine Frauenclique, welche die Opposition der Romantiker gegen Schiller nährte. Die Karoline Michaelis-Böhmer-Schlegel-Schelling, die nacheinander diese verschiedenen Namen führte und, abgesehen von den geregelten Bahnen um die Sonne der christlichen Ehe, auch noch einige kometarische Abenteuer bestand, die zum Teil nicht ohne Folgen blieben, die Coeurdame der romantischen Schule, wollte sich mit ihren Freundinnen krank

lachen über Schillers „Lied von der Glocke“. Es gab also in Jena eine keizerliche Frauenclique, deren Mittelpunkt diese Dame Luzifer war, wie Schiller sie nannte. Weniger liebenswürdig und bestechend war Dorothea Veit, welche Friedrich Schlegels Gattin wurde und die für das Urbild der „Lucinde“ galt, obschon die Leser dieses Romans sich von der Heldin desselben wohl ein Bild machten, das durch die äußere Erscheinung der geistreichen Berliner Südin keineswegs gedeckt wurde. Diese Lucinde schrieb selbst einen Roman „Florentin“, welchen Schiller eine seltsame Frage nannte, der sich aber ganz im Fahrwasser der Romantik bewegte, obschon er mehr Zusammenhalt hatte als die „Lucinde“. Auch andre Frauen der Romantiker waren Romanschriftstellerinnen, so die geniale Frau des Andinenmajors Fouqué, Karoline, die ihn in ihrem Schlosse Nennhausen mit der Trense und Kandare leitete, und die dritte Frau des märkischen Blaubarts, Albertine, die auch einen Roman sündigte. Von den Spätlingen der romantischen Schule erwähnen wir nur Helmine Chézy, die außer der „Curyanthe“ auch ein Ritterepos verfaßt hat, und viele andre präsidirten den literarischen Cliques, die sich bei der Auflösung der Schule gebildet hatten.

Als der Apostel der Frechheit, der ungezogene Dichter der „Lucinde“, andre Register seines vielseitigen und haltlosen Geistes aufgezogen hatte und zum Katholizismus überging, da war auch die Romantik aus dem Bereich einer literarischen Schule herausgewachsen und hatte den Staat und die Kirche in ihre Kreise gezogen. Das Feudale, der christliche Staat, das war die Lösung geworden für die Bestrebungen einer rückwärts gewandten politischen Restauration. In der Literatur aber machten die Jungdeutschen, noch mehr die Junghegelianer, Front gegen die Meister vom Stuhle, welche den deutschen Parnass mit Beschlag belegt hatten, und gegen die Politik, welche aus diesen romantischen Reservoirs ihre Kanäle herleitete. Die schärfste Kritik erfuhr diese Romantik in dem Manifest, welches Ruge und Eckermeyer in den „Halle'schen Jahrbüchern“ veröffentlichten, eine Kritik, die noch heutigestags der höchsten Beachtung wert ist, da unsre neueste Literatur wieder bedenkliche Neigungen zu einem Rückfall verrät, die Pseudoromantik unter sog. „moderner“ Verlarvung sich wieder in die Literatur einschleicht, Schriftstellerinnen, wie Ricarda Huch, das Loblied der alten romantischen Schule singen und in einer eingehenden Schrift über die Märchendichtung der Romantiker das Märchen als eine höchste Dichtgattung gepriesen und Clemens Brentano als ein großer Dichter verherrlicht wird.

Doch so verderblich der Einfluß der Romantik auf das politische Leben und die ganze geistige Atmosphäre war, so erfreulich war ihre Einwirkung auf einzelne wissenschaftliche Zweige, auf deutsche Sprach- und Altertumsforschung und die Weltliteratur; hier bot sie die fruchtbarsten Anregungen und auf diesem Boden waren die Wurzelbäume ihrer Poeten und Politiker ausgeschossen.

*

Auch die Franzosen hatten ihre romantische Schule, doch dort träumte sie nicht von einer Urpoesie und Urphilosophie, sondern sie war revolutionär gegen-

über dem Regelzwang der klassischen Dichtung, dessen ausschließlichen Einfluß auf die moderne Dramatik sie siegreich bekämpfte; sie eroberte das Theater einer freieren Dichtweise, wobei sie allerdings oft ins phantastisch Maßlose oder übertrieben Grelle verfiel. An der Spitze dieser Bewegung stand ein größerer Dichter, als die deutsche Romantik aufzuweisen hat, Victor Hugo, ein Lyriker von glänzendem Kolorit, ein Dramatiker von großer zündender, wenn auch nicht immer rein künstlerischer Wirkung, und während die deutschen Romantiker mit ihren dramatischen Ausgeburten nicht über die Bücherläden hinauskamen und der Kampf der Meinungen sich auf eine löschpapierne Polemik beschränkte, tobte in Paris in den geheiligten Räumen des Théâtre Français der Kampf zwischen den Alten und Neuen, zwischen der an lange Herrschaft gewöhnten Klassizität und den stürmischen Prätendenten mit einer fanatischen Erbitterung. Die französische Romantik hatte ihre glänzenden publizistischen Vertreter, aber nicht ihre doktrinären Begründer wie die deutschen, deren Theorie ihrer Praxis vorauseilte; sie hatte ihre Mäzene, wie Charles Nodier, in dessen Salon die jungen Vertreter der neuen Richtung schon seit 1824 zusammenkamen und der als anerkannter Sprachgelehrter und kritischer Mitarbeiter des „Journal des Débats“ für die Propaganda der neuen Richtung sehr tätig war. Es waren nicht neugegründete Zeitschriften, wie in Deutschland das „Athenäum“ und die „Europa“, welche zu Organen der neuen literarischen Bewegung wurden. Diese deutschen Journale der Romantiker wurden mit spärlicher Abonnentenzahl nur in exklusiven Kreisen gelesen, und so wichtig sie für unsre Literaturhistoriker sein mögen — das deutsche Publikum nahm wenig Notiz davon. In Frankreich waren es die gelesesten Zeitungen, welche die Partei der jungen Revolutionäre ergriffen. Wie Nodier im „Journal des Débats“, so war Gautier, der Jahrzehnte hindurch der Theaterreferent der „Presse“ war, in diesem Blatte einer der unermüdetsten Vorkämpfer der Victor Hugoschen Schule. Er selbst war auch mit einigen gleichartigen Erzeugnissen auf den Kampfplatz getreten und hat später eine „Histoire du Romantisme“ verfaßt. Neben Victor Hugo eroberte sich der Kreole Alexandre Dumas unter der Fahne der Romantik die Bühne für seine hinter Victor Hugos genialen Schöpfungen zurückstehenden Effektstücke. Nicht darauf kam es der jungen Richtung an, das klassische Drama zu verdrängen, das ja noch heutzutage in der Comédie Française mit einem der Gegenwart ganz entfremdeten Deklamationsstil fortwuchert; sie wollte nur für die andersgearteten Erzeugnisse einer freier sich bewegenden Dichtung die gleiche Berechtigung erkämpfen. Und das ist ihr gelungen. Die Grenzen der Schule waren nicht engherzig abgesteckt; es war der Tummelplatz für verschiedenartige Talente gegeben. Der Zwang der klassischen Einheiten wurde gesprengt, mit der freien Beweglichkeit trat aber auch die Vorliebe für das Extravagante und Absonderliche ein; die Triboulets im Drama, die Glöckner von Notre Dame in dem Roman, der ebenfalls von der neuen Bewegung in ihre Kreise gezogen wurde, beweisen, daß sie den Trumpf des Häßlichen auszuspielen liebte gegenüber dem glatten, konventionellen Schönheitsideal der französischen Klassizität. In der Lyrik aber war ein größerer Farbenreichtum

und Schwung zur Geltung gekommen; hierin gab Victor Hugo den Ton an, und viele kuriose Heilige der neuesten französischen Lyrik, die auch in Deutschland ihre Bewunderer und Nachahmer fanden, würden ohne die siegreiche Initiative der Romantiker nicht den Weg auf dem gallischen Parnass gefunden haben.

Die neuere englische Literatur weist ebenfalls mehrere Dichtergruppen auf, die in mancher Hinsicht eine Schule bildeten. Zwar die hervorragendsten Dichter, wie Byron, Shelley, Thomas Moore, Walter Scott und Bulwer, Dickens und Thackeray, haben keine solche begründet und gehörten auch keiner an; doch die Literaturgeschichte berichtet von den „Latisten“ der Seeschule, die am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts viel von sich sprechen machte und dem Spott eines Lord Byron verfiel. Ihre Zusammengehörigkeit war zunächst eine provinzielle; die drei Dichter, welche an ihrer Spitze standen, Wordsworth, Southey und Coleridge, hatten ihren Wohnsitz in der Nähe der Seen Westmorelands und Cumberlands, deren malerische Umgebung in reichem Maße poetische Anregung bot. Es war keine Schule genialer Stürmer und Dränger; im Gegenteil, man strebte nach Einfachheit und Natürlichkeit und wurde dadurch solchen Naturen wie Byron, denen ein leidenschaftlicher Aufschwung eigen war, in hohem Grade mißlieblich. Hierzu kam, daß diese Poeten dem für die Freiheit begeisterten Lord durch ihre konservative Gesinnung und die Hofgunst, die ihnen zuteil geworden war, ein Vergernis gaben. Coleridge war in seiner Jugend ein eifriger Republikaner gewesen, hatte die Hochschule von Cambridge verlassen, weil er dort durch seine rückhaltlos ausgesprochenen Gesinnungen Anstoß erregte, und später in Bristol Vorlesungen gehalten, in denen er das Heil der Menschheit in der Republik sah. Doch nach seiner Rückkehr von Deutschland 1799 wurde er Mitarbeiter der ministeriellen Blätter und schloß sich eng an die konservative Partei an. Als meisterhafter Uebersetzer von Schillers „Wallenstein“ hat er sich mehr einen Namen gemacht als durch die eignen Gedichte, obschon einige derselben wohl gelungen sind. Auch Southey hatte in seiner Jugend wegen allzu freier politischer Grundsätze die Universität Oxford verlassen müssen und ein sehr revolutionäres Drama „Wat Tyler“ verfaßt. Später wurde er ein Anhänger der Tories und 1813 Poet laureat, ein Ehrentitel, der nach seinem Tode auf Wordsworth überging. Diese Poeten und alle, welche ihrer Fahne folgten, blieben trotz der oft gewählten orientalischen Stoffe englische Idylliker und mußten auf den europäischen Ruhm verzichten, der ihrem Gegner Byron und seinem Freunde Shelley zuteil wurde.

In der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts tat sich in England eine neue Dichterschule auf, die präraffaelitische. Die Gründer und ersten Mitglieder derselben waren Maler, die nachher den Pinsel mit der Feder vertauschten oder beide gleichzeitig handhabten; der tonangebende Meister war Dante Gabriele Rossetti, der Sohn eines Danteforschers; die altitalischen Malerschulen waren diesen Künstlern vorbildlich, und auch die Poeten hatten von Dante und seinen Zeitgenossen manche bedeutsame Anregung in ihre Dichtungen mit hinüber-

genommen. Einfachheit, Innerlichkeit, Tiefe waren die Losung der Schule, zu welcher Morris gehörte und zu der auch der bedeutendste neuere englische Dichter, Swinburne, der Freund Rossetti's, die nächsten Beziehungen hatte, mochte er auch nicht auf den Mitgliederlisten der präraffaelitischen Bruderschaft stehen, die freilich in erster Linie eine Malergenossenschaft war. Aus dem Rahmen dieser Bruderschaft trat er indes heraus mit seinen „Poesies and ballads“, die einen Sturm der Entrüstung erregten wie früher Byron's „Don Juan“ und Shelley's „Cenci“ wegen ihrer leidenschaftlichen sinnlichen Glut. Sein Freund Rossetti verteidigte ihn, indem er den Maßstab des Moralischen und Unmoralischen verwarf, wenn es sich um die Würdigung eines Kunstwerkes handelte; doch spielte bei Swinburne jedenfalls das Neufranzösische eine größere Rolle als das Altitalienische.

Wenden wir uns wieder der deutschen Literatur zu, so begegnen wir in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts einer Dichtergruppe, welche die gesunden Seiten der romantischen Schule in sich aufgenommen, aber von ihrer nebelhaften Phantastik sich freihielt, der schwäbischen Dichterschule. Das Band, welches diese Dichter zusammenhielt, war zunächst ein provinzielles, die gemeinsame Heimat und die Eigenart des Volksstammes, die als ihr wahres Lebensblut in ihnen allen pulsierte. Von den Romantikern hatten sie die Liebe zu den alten Volksüberlieferungen überkommen; das Sagenhafte gab den beliebtesten Balladenstoff her, und so gelang es Ludwig Uhland, einige der schönsten deutschen Balladen zu dichten. In einer kristallklaren Form kredenzte, ohne alle Beimischung der willkürlichen persönlichen Störungselemente und der alles auflösenden Ironie, mundete der alte Trank. Ohne Gespensterspuk ging es freilich nicht ab, aber die Gespenster, die sich in der Geisterherberge eines Justinus Kerner in Weinsberg zeigten, waren gewissermaßen leibhaftige gesunde Gespenster, keine Halluzinationen der Phantasie wie die Geister eines Th. Amadeus Hoffmann, die uns aus allen Winkeln der realen Existenz entgegengrinsten. Einige dieser Dichter schlugen wie Gustav Pfizer den schwunghaften Schillerschen Balladenton an, andre wie Mörike erinnerten an Goethes feine Seelenmalerei und zartempfundene Naturstimmungen. Daß aber die Schule als solche zusammenhielt, dafür sorgte Gustav Schwab, der Herausgeber ihrer Musenalmanache, ihr eifriger journalistischer Agent, selbst ein Balladendichter, der alte Sagenstoffe ausgrub und dem bisweilen, wenn auch selten, ein glücklicher Wurf gelang. Von der Uhlandschen Aufforderung:

„Singe, wem Gesang gegeben,
In dem deutschen Dichterwald“

machten nun die schwäbischen Dichter den ausgedehntesten Gebrauch; es kam soviel Wichtiges zutage, daß Altmeister Goethe gegen die ganze Schule verstimmt wurde, ihre Meister in den Sündenfall ihrer Sünner mitverwickelte und von dem großen Bettlermantel dieser Poesie sprach. Auch Heinrich Heine goß die Schale seines Spottes über die „kleinen Poeten“ am Neckarströme aus.

Wenn durch die schwäbischen Poeten der Begriff einer Dichterschule voll-

kommen gedeckt wurde, so wurde im vierten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts der Literaturgeschichte, die am Schreibtisch ihre Gruppierungen formulierte, vorgegriffen durch einen Bundesbeschluß, der eine Handvoll Schriftsteller zusammenraffte, um sie gemeinsam in Acht und Bann zu tun. Der Deutsche Bund schuf das „Junge Deutschland“, indem er 1835 alle Schriften des jungen Deutschlands, Heines, Gutzkows, Laubes, Mundts und Wienbargs, ächtete. Ankläger war Wolfgang Menzel gewesen, der Franzosenfresser, der mit seinem Gegner Ludwig Börne nur in der Verurteilung Goethes übereinstimmte, seinem früheren Mitarbeiter Gutzkow aber mit allen seinen Genossen als teilhaft der goetheschen Liederlichkeit, als staats- und kirchenfeindlich ein Zeugnis ausstellte, das die Vertreter des Deutschen Bundes, die sich bisher nie um die Literatur gekümmert hatten, zu einem durchgreifenden Entschluß bestimmte. Auch die künftigen Werke dieser Autoren wurden verboten, und bei der umgestürzten Fackel, welche der schlesische Schlaggedodro angezündet, ein Anathem über sie ausgesprochen, das nicht feierlicher und vernichtender lauten konnte. Die Literaturgeschichte wird nicht ohne weiteres das profane Urteil der staatsrettenden Diplomatie akzeptieren. Dem Dichter Heinrich Heine wird sie eine selbständige Stellung einräumen; wie bedeutend auch seine Anregungen waren und wie befruchtend für die jungdeutsche Journalistik, er war doch in erster Linie ein lyrischer Dichter — und die Lyrik war allen diesen Autoren fremd. Der nächste, den der Deutsche Bund an Heines Seite stellte, Karl Gutzkow, war sein erbittertster Gegner. Nach der andern Seite hin aber muß man die Liste der jungdeutschen Autoren durch Gustav Kühne und einige andre Namen erweitern. Ueber das junge Deutschland selbst aber fällt ich in meiner „Deutschen Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts“ ein Urteil, das wohl seine Eigentümlichkeiten erschöpfend kennzeichnet:

„Während bei den Romantikern die Verwandtschaft der Talente selbst unverkennbar war, stellt sich bei den jungdeutschen Autoren die größte Verschiedenheit heraus. Das Gemeinsame besteht nur in dem bewußten Betonen der Tendenz, und zwar einer literarischen Tendenz, wodurch sie sich von Heine und Börne unterscheiden, und in einer ungenierten Jugendllichkeit des Inhalts und Stils. Das junge Deutschland ist die journalistische Sturm- und Drangepoche. Alle diese Autoren schreiben unter gleichen Anregungen und meistens über dieselben Stoffe, mit der gleichen Anlehnung an dieselben geistigen Typen. Sie unterscheiden sich von Börne und Heine durch einen doktrinären Ernst, der nach Formeln suchte, obgleich sie mit jenem die Tapferkeit der freien Gesinnung, mit diesem die Reckheit der Renommage gemein hatten. Sie brauchten für ihre Tendenzen ein Schema, für ihre Gesinnungen ein Dogma, für ihre Richtung einen Namen; sie hielten das Bewußtsein einer literarischen Bedeutung wach, um das Börne und Heine sich wenig kümmerten, da diese ihnen von selbst zufiel. Die Philosophie, besonders die Hegelsche, hatte ihnen ein geistiges Gewicht und einen terminologischen Duft, ein geistig vornehmeres Aroma gegeben. Ihre Wendungen waren oft von dialektischer Kühnheit, sie suchten überall nach dem ideellen Gehalt. Die Form war immer novellistisch und journalistisch, in romantischen Versuchen skizzenhaft.

Sie bewegten sich am liebsten in Charakteristiken und Kritiken, in Reisebildern und Gedankenflizzen, in geistigen Tirailleurgesechten als Vorkämpfer einer neuen Ära der Literatur, welche ihnen in unbestimmten Umrisen vorschwebte. So kämpften sie mit richtigem Instinkt gegen einzelne Marmorgötter des deutschen Parnasses und gegen die ideenlose Produktion des Tages an. „Was nicht von selbst sterben will, muß totgeschlagen werden!“ rief sporenkliirrend Heinrich Laube, der Löwe der Hallenser Burschenschaft. Auch die Aesthetik bedurfte einer Verjüngung, einer Wiedergeburt. Die Poesie soll wiedergeboren werden durch das Leben der Gegenwart. Das war die moderne Doktrin, eine Doktrin von großer Tragweite; aber sie blieb am Anfang ein kategorischer Imperativ. „Geistige Emanzipation!“ wurde die Losung, konkrete Humanität, voraussetzungslose Geltung des Menschlichen. In der Politik huldigte man den liberalen Ideen der Juli-revolution, doch mit kritischer Reserve. Oeffentliche Charaktere und Zustände zu schildern wurde die würdige Aufgabe des Talents. Man schuf dadurch keine politische Poesie, sondern nur eine belletristische Politik. In der Theologie machte man einen mit den Elementen der Hegelschen Philosophie versehenen Rationalismus geltend. Die Einflüsse von David Strauß waren unverkennbar. Im sozialen Leben kämpfte man gegen alles Konventionelle, für eine freie Sittlichkeit, für einen verjüngten Hellenismus wie Wienbarg, für eine christlich-mystische Sinnlichkeit wie Mundt, oder schuf neue Duodezlucciden wie Gutzkow. Die Offenbarungen der Sand, Rahel, Bettina wurden einer vielseitigen Exegese unterworfen; mit dem Fürsten Büchler ging man auf Reisen; eine Spazierfahrt, eine Weltschau drängte die andre, die geistigen und industriellen Interessen der Nationen, ihre gesellschaftlichen Verhältnisse wurden scharf beobachtet, tendenziös aufgefaßt, glänzend geschildert. Man bemächtigte sich des Journalismus und durch den Journalismus des Publikums. Die Literatur sollte die Macht des Tages sein, Trägerin der öffentlichen Meinung und von ihr getragen. So war das junge Deutschland eine schwunghafte Initiative, in seinem Inhalt ein frischer Doktrinarismus, in seiner Form eine moderne Romantik, die bewußte Apotheose des Zeitgeistes, keck im Enthusiasmus, scharf in der Analyse, glänzend durch Fortbildung und Bereicherung des Stils, aber elementarisch in seinen Leistungen, eine Epoche des Anlaufs und der Verheißungen.“

Diese Schilderung gilt für das „hundestägliche“ junge Deutschland, für das erste und allerdings auch einzige Jahrzehnt seines Bestehens; denn wenn einzelne Mitglieder desselben später Hervorragendes leisteten, so blieb dies zwar immer gefärbt durch jene Grundanschauungen der Schule, aber die Schule selbst bestand nicht mehr; die hervorragenden Schriftsteller gingen ihre eignen Wege, vor allem Gutzkow und Laube, welche die Bühne für ihre Dramen eroberten und durch umfangreiche Romanbildungen die Ausdauer des Lesepublikums auf die Probe setzten, Gutzkow auf dem Gebiete des Zeitromans, Laube auf dem des historischen. Wenn auch Gutzkow in seinen Leistungen bedeutender und tiefer greifend erschien, so erwarb sich Laube daneben großen Ruf als Bühnenleiter und Dramaturg. Die andern blieben mehr oder weniger im Fragmentarischen ihrer Anfänge stecken,

aus welchen sich Mundt mit einigen größeren romanhaften Historien vergeblich herauszuarbeiten suchte, während Wienbarg, welcher das „junge Deutschland“ durch eine Widmung über die Taufe gehalten hatte, gar nicht den Versuch zu größeren selbständigen Schöpfungen machte.

Die politische Lyrik, welche auf die jungdeutsche Epoche folgte, hat niemals eine Schule gebildet, so gemeinsam der Boden war, auf dem ihre poetischen Blüten sich entfalteten; da fehlte eine landschaftliche Zusammengehörigkeit; der eine sang im Schwabenland, der andre in Schlesien oder Pommern; auch gab es keine betriebsamen Vermittler, welche irgendeinen literarischen Mittelpunkt schufen, ebensowenig Tabulaturen, die den lyrischen Meistergesang regelten; der eine dichtete Dithyramben, der andre Epigramme, der dritte gereimte Leitartikel; es war ein Chor ohne Kapellmeister, der aber trotzdem zu schöner und bisweilen berauscher Wirkung zusammenklang. Seitdem hatte das Jahrhundert große Ereignisse zu verzeichnen, blutige Entscheidungsschlachten und die Wiedergeburt des Deutschen Reiches. Die Literatur wurde in den Hintergrund gedrängt, nur einige feurige Kriegerslieder begleiteten die geschichtliche Bewegung. Die Tafelrunde des Bayernkönigs hatte schöne Talente vereinigt, doch so wenig eine Schule geschaffen wie das Münchner Krokobil. Archäologische Romane und Scheffelsche Trinklieder hatten die größten buchhändlerischen Erfolge; doch die literarische Entwicklung schien zu versanden.

Aus dem Gefühl dieser literarischen Verödung heraus protestierte ein jüngeres Dichtergeschlecht gegen den Zeitgeschmack und seine Lieblinge, und es bildete sich eine neue Schule, welche die Revolution der Literatur proklamierte. Die Jüngst-deutschen, die sich später die „Modernen“ oder vielmehr ihre Richtung die „Moderne“ nannten, waren anfangs mutige Progenen, die allerdings oft das Kind mit dem Bade ausschütteten, aber doch in ihrem begeistertsten Glauben an den Fortgang der Literatur, in ihrer Schaffensfreudigkeit ein frisches Lebensblut verrieten, welches damals der deutschen Dichtung abhanden gekommen war. Zur Revolution gehört die Guillotine, und so ging es auch damals an ein Köpfen, dem viele zum Opfer fielen, deren Tendenzen und Schöpfungen der jungen Bewegung gar nicht so fern standen. Noch ist ihre Geschichte nicht geschrieben, noch ist es nicht nachgewiesen, wie es kam, daß sie besonders auf dem Theater dem anfangs widerstrebenden Publikum ihre Dramen aufdrängte. Eine kleine Gemeinde hatte in dem Norweger Ibsen einen großen Dichter entdeckt; seine Stücke wurden meistens abgelehnt; jetzt gehört er zu den Autoren, die unsern Klassikern auf den Bühnen die siegreichste Konkurrenz machen. Ähnlich erging es den jungen Dichtern, die in seinen Bahnen wandelten; auf den Freien Bühnen wurden ihre Stücke zuerst gegeben und trotzdem war der Widerspruch lebhafter als der Beifall. Jetzt haben die Direktoren jener Theater die Leitung ständiger großer Bühnen übernommen, und ihre Schützlinge sind die Stützen ihrer Repertoire geworden, ja es gibt in Berlin Bühnen, welche die ganze Woche hindurch an jedem Theaterabend Stücke desselben Autors aufführen: eine Auszeichnung, die niemals einem unsrer deutschen Klassiker und nicht einmal der

Virch-Pfeiffer zuteil geworden. Nicht nur bei den Theatern, sondern auch in der Literatur verwandelte sich die „Moderne“ aus einer *ecclesia pressa* in eine *ecclesia militans* und gelangte zuletzt zu einer fast ausschließlichen Herrschaft; es war keine Schule mehr, es war eine Epidemie. „Modern“ wurde das Stichwort des Tages, das Stichwort der Bildung. „Ich liebe nur das Moderne,“ sagte die Salondame, welche sich literarischer Neigungen rühmen konnte; „wir geben nur moderne Stücke,“ sagte der Regisseur und lehnt dramatische Dichtungen ab, denen man nicht die Ibsen-Tolstoi-Hauptmannsche Herkunft ansieht. „Der Dichter ist in seiner Entwicklung zurückgeblieben, nicht bis zur Moderne gedrungen,“ sagt der Feuilletonist, der sich einer so weit vorgeschrittenen Entwicklung rühmen kann. Was es nun aber für eine Verwandnis mit dieser „Moderne“ hat, das könnte doch nur eine genaue Begriffsbestimmung desselben ergeben; doch eben „wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein“. Soweit es die literargeschichtlichen Dokumente erlauben, wollen wir dem Entwicklungsgang der neuen Schule nachgehen und den Lichtkern derselben von ihrem nebelhaften Schweiß loszulösen suchen.

Wie in der romantischen Schule, kann man die älteren Gründer und Stifter von den jüngeren Kräften unterscheiden, welche zum Teil größere Erfolge eingeleistet haben, ganz abgesehen von dem wildwuchernden Nachwuchs, bei welchem sich Ignoranz und Anmaßung zusammenfanden, das Stichwort zum Teil auf die widersprechendsten Erzeugnisse ausgedehnt wurde und eine Kohorte grüner Jünglinge die deutschen Feuilletons mit einer aberwitzigen diktatorischen Weisheit unsicher machte. Zwei literarische Ausgangspunkte der Bewegung fallen besonders ins Auge: Karl Bleibtreus „Revolution der Literatur“ (1885) und die Gedichtsammlung „Jung-Deutschland“ (1886), dort der Heroldruf, das Programm, die Kritik des Vergangenen, hier die erste poetische Tat. Bleibtreu tritt als ein Apostel des neuen Realismus auf, der sich mit rücksichtsloser Brutalität gegen das aufz Moderner gepfropfte Minnesängertum, gegen den Plateniden Geibel, gegen Scheffel, also gegen die Matadore der vorausgehenden Literaturepoche, wandte. Dem jungen Deutschland dagegen und den Achtundvierzigern wird ein mächtiger Instinkt des Realismus zugeschrieben. Die erste und wichtigste Aufgabe der Poesie soll sein, sich der großen Zeitfragen zu bemächtigen. Das war schon die Lösung des jungen Deutschlands, also nichts Neues; auch das alte Thema der Liebe im modernen Sinne, losgelöst von den Satzungen der konventionellen Moral, zu beleuchten, waren schon die Jungdeutschen bestrebt — dies ist allerdings ein Haupttrumpf der Jüngstdeutschen geworden, und es gehört zu den charakteristischen Eigenschaften der Schule, daß selbst ihre Lyriker das Geschlechtliche bisweilen mit einem Zynismus betonen, der vor den kecksten Wendungen nicht zurückschreckt. Gegen die platte Niederländerei und die photographische Lebensstreu wendet sich indes Bleibtreu mit einer Entschiedenheit, die vielen späteren Tonangebern der jüngstdeutschen Schule den Krieg erklärte.

Die erste poetische Tat der neuen Schule war die Gedichtsammlung „Jung-Deutschland“, deren Herausgeber sich gegen die literarischen Sünden der jüngsten

Vergangenheit wandten und mit edelm Schwung die großen Aufgaben der Dichtung hervorhoben: „Wir wollen darauf vertrauen, daß die Herrschaft der blasierten Schwäger, der Wikholde, Macher und literarischen Spekulant, die der materialistische Sudelkeßel der siebziger Jahre wie Schaumblasen in die Höhe getrieben hat, ein für allemal vernichtet und gebrochen sei, wir wollen vertrauen auf die unzerstörbare Empfänglichkeit unsers Volkes für alles wahrhaft Große, Gute und Schöne, und in diesem Sinne mit dem Pfande, das uns verliehen, zu wirken und zu wuchern streben; die jüngere Generation ersehnte eine Lyrik, die, durchtränkt von dem Lebensstrom der Zeit und der Nation, ein charakteristisch verkörpertes Abbild alles Forderns, Sehns, Strebens und Kämpfens unsrer Epoche darstellt.“ Wer würde dieser Forderung nicht beistimmen? Doch viele Lyriker der vorausgehenden Epoche, die von den Jüngeren so unsanft beiseitegeschoben wurden, standen bereits auf dem gleichen Standpunkte; selbst die vielangegriffenen Plateniden Geibel und Graf Schack, ganz abgesehen von den politischen Dichtern oder von den Desterreichern, wie Anastasius Grün, Karl Beck, Alfred Meißner, Robert Hamerling. Diese Poeten wurden aber von Bleibtreu und auch in einer andern Programmschrift der neuen Schule, Edgar Steigers „Der Kampf um die neue Dichtung“, totgeschwiegen. Die neueren Kämpfer wenden sich gegen einzelne Modedichter, die antiquarischen Romane, die falsche Romantik der Wolff und Baumbach, gegen alles Gretchenhafte, Gefünstelte und Unnatürliche, wobei gelegentlich auch der Klassizismus einige Rippenstöße erhielt. Die Gebrüder Hart in ihren „Kritischen Waffengängen“ stießen in dasselbe Horn. Die neue Schule mußte die alten Größen stürzen; das war nun der Fall, wenn jüngere Kräfte sich im Gedränge Platz machen wollten; Paul Lindau, Heinrich Kruse mußten darunter leiden, doch im Grunde galt es nur, die Kampflust und Fechterkunst der neuen literarischen Generation zu bewahren. Diese Polemik gehörte nicht zu den welterlösenden Taten. Da mußte noch ganz anderer Schutt fortgeräumt werden, wenn für die Neubauten der neuen Dichtung der nötige Grund und Boden gewonnen werden sollte.

Wichtiger war es, für die junge Aesthetik eine neue Grundlage zu finden, und dies unternahm der Ostpreuße Arno Holz, der in seiner stillen Klausur in der Neuschönhausener Heide zusammen mit seinem Freunde und Gesinnungsgenossen Johannes Schlaf über den Rätseln der Aesthetik brütete und dafür eine Formel fand, ein Ei des Kolumbus, aus dem der neue Naturalismus herauskroch. Ueber diese Entdeckung mußte sich Arno Holz mit den Berliner Universitätsprofessoren auseinandersetzen; für uns ist es nur von Interesse, daß sie in das Programm der neuen Schule aufgenommen wurde. Zugleich sollte ein Musterbeispiel gegeben werden, wie dieser Naturalismus in seiner poetischen Anwendung aussah. „Papa Hamlet“ hieß das neue Dichtwerk, doch es erschien zunächst apokryph. Ein norwegischer Dichter wurde als der Autor erfunden, und diesem Holmar widmete Gerhart Hauptmann, der auch zu den Einsiedlern der Neuschönhausener Heide gehörte, sein erstes Drama „Vor Sonnenuntergang“. So kam unter norwegischen Aspekten die neue Muse des deutschen Naturalismus

zur Welt. „Die Familie Selike“ war die literarische Tat der Firma Holmar, eine etwas rohe Ifflandiade mit einem in den verschiedensten Jammerstadien wuchernden Familienelend. Der alte Balladensänger Fontane wollte in dieser „Familie Selike“ dramatisches Neuland entdecken und wurde dafür belohnt, indem die Jünger ihn als einen Meister vom Stuhl auf den Schild hoben. Dieser Entdeckung kann man nicht beipflichten, wohl aber der überaus witzigen Kritik Paul Lindaus, welche über diese „Familie Selike“ unerbittlich den Stab brach.

Wenn die Wiege des neuen Naturalismus in der Neuschönhaufener Heide stand, so hielt ihn doch ein Wiener Dichter über die Taufe, indem er für die ganze Richtung den Namen „die Moderne“ fand, die allmählich zu einer bedauerlichen Literaturphrase geworden. Hermann Bahr ließ „Studien zur Kritik der Moderne“ 1894 erscheinen und schuf so dies eigentümlich konstruierte undeutsche Stichwort, unter welchem man jetzt das lyrische Jungdeutschland, die dramatischen Jüngstdeutschen und eine Menge oszillierender literarischer Existenzen zusammenzufassen pflegt. Diese Moderne war von einer so elastischen Dehnbarkeit, daß sie die entgegengesetztesten Richtungen in sich aufzunehmen vermochte. Die Jungdeutschen haben das Moderne als das dritte Kongruum des Antiken und Romantischen bestimmt; modern war die Dichtung, welche den Geist der Zeit in sich widerspiegelte, alles Abgelebte oder künstlich Angeeignete von sich ausschloß. So veröffentlichte ich selbst schon vor fünfzig Jahren eine Poetik vom „modernen“ Standpunkte. Die Gründer der neuen Schule huldigten in der Hauptsache gleichen Anschauungen, aber es war schon ein Schritt vom Wege, als auf einmal der Naturalismus als Prinzip der „Moderne“ proklamiert wurde. Denn einmal ist der Naturalismus bei weitem älter als die neue Dichtung; dann aber ist er im Grunde nur eine einseitige Darstellungsweise, die für einige Stoffe ihr gutes Recht hat, bei andern aber gänzlich versagen muß. Damit hing die Verelendung der dramatischen Muse zusammen; die Armeleutekomödie wurde in den Vordergrund gestellt, und lange vorher, ehe Gorkis „Nachtasyl“ das russische Lumpentum auf unsre Bühne brachte, hatte sich diese bereits in ein Nachtasyl verwandelt, in welchem die armen und kranken Leute als die hervorragendsten Personen des Dramas verkehrten. Solchen Stücken alles Recht abzusprechen, wäre töricht gewesen, aber sie waren nur mit Vorsicht zu genießen; ihre Alleinberechtigung wäre nur der Bankrott der dramatischen Dichtung gewesen. Doch ihre Zeit ist ja vorübergegangen, und der Taufpathe der Moderne, Hermann Bahr, spricht schon in seiner ersten kritischen Schrift von der naturalistischen „Episode“ und spricht sich gegen ihre Einseitigkeit aus, da ihre Wahrheit nur die Wirklichkeit von der Straße, die ganze Alltäglichkeit ist. Und in einer zweiten Schrift „Die Ueberwindung des Naturalismus“ erklärt er diesen für eine Verirrung; „in den breiten Straßen der Unverständigen, welche hinter der Entwicklung einhertrotten und jede Frage überhaupt erst aufnehmen, wenn sie längst schon wieder erledigt ist, mag noch von ihr die Rede sein“. Zu dieser breiten Masse gehören aber sehr viele Feuilletonisten, Redakteure, Regisseure. Wenn Bahr als Endziel der Entwicklung das Nervöse bezeichnet, so wird ihm wohl niemand nachtröten. Tat-

sache ist, daß an die Stelle des Naturalismus der Symbolismus getreten ist, der den Gegenpol zu ihm bildet und allerdings etwas Nervöses und Verträumtes hat. Diese inneren Widersprüche mußten zuletzt auf eine literarische Schule zerfetzend wirken; noch aber ist ihr Zusammenhalt nur gelockert, nicht aufgelöst. Es hat sich für das Drama ein äußeres Regulativ gebildet, welches noch rechtsbeständig ist und an dem sich die Gewalthaber der Szene festklammern, weil sie sonst befürchten müssen, allen Halt zu verlieren. Die Einschränkung der Verwandlungen mag für Stücke, die in der modernen Zeit spielen, manches für sich haben, für das historische Drama, das überhaupt auf den Aussterbeetat gesetzt ist, wohl noch gebichtet, aber nie aufgeführt wird, ist solche Einschränkung lähmend und bedenklich. Das Verbot des Monologs im Drama, eine der größten Abgeschmacktheiten, welche nicht etwa durch die Poesie unsrer Klassiker, sondern durch die Poesie von Jahrtausenden widerlegt wird, gilt für eine kanonische Regel, an welcher die Apterweisheit unsrer Regisseure bei der Beurteilung der Stücke festhält; als tief sinnig erscheint es, wenn solche Dramen keinen greifbaren Abschluß haben, so daß, wenn der Vorhang gefallen ist, das Publikum sitzen bleibt und der noch kommenden Dinge harret. Auch in der Lyrik spielen die Gedankenstriche eine große Rolle; der Poet erscheint als der Schlüsselverwalter der großen Geheimnisse und wirkt durch das Unsagbare, während einem Goetheschen Tasso ein Gott gab zu sagen, was er leide; eine haarsträubende Bildlichkeit mit durcheinander wuchernden Katachresen wird nicht als Folter empfunden, sondern vielfach als Genialität gepriesen. Im Roman gilt die Hervorhebung des Geschlechtlichen in dem Sinne, in welchem Zola die literature obscene und die reizenden Werke aller Zeiten preist, welche dieser Literatur angehören, als ein Vorzug der Moderne, und ihre ersten Begründer wie Weibtreu, Courabi, Alberti waren bereits in Leipzig für ihre Romane in einen Sittlichkeitsprozeß verwickelt; diese Romane hatten indes keine Zugkraft und ihr Verleger ist kein reicher Mann geworden. Seitdem die Frauen diesen Roman in die Hand genommen, ist die geschlechtliche Note noch mehr unterstrichen worden. Und doch bleiben ja die am meisten renommierten Sünder noch weit gegen einen Sacher-Masoch zurück, der von den Modernen gänzlich totgeschwiegen wird, denn er gehört nicht zur Moderne.

Wir haben hier nur die Schule charakterisiert, nicht ein Charakterbild der einzelnen Dichter gegeben. Das ist Sache der Literaturgeschichte; wir wollen aber hervorheben, daß mehrere dieser Dichter trotz der Schranken eines engherzigen Kredo's Vorzügliches geleistet haben, weniger in der Lyrik als auf dramatischem Gebiet. Das energische Talent Sudermanns hat sich die Bühne erobert, nicht weniger Gerhart Hauptmann, trotz seiner schwächlichen dramatischen Begabung, durch manches sinnreiche, gemüt- und phantasievolle Bühnenbild, und auch unter den *deis minorum gentium* gibt es manche, vor denen die kritischen Schildwachen präsentieren können.

Trotz solcher erfreulichen Leistungen und trotz des berechtigten Strebens nach Verjüngung und Erneuerung der Literatur hat die Moderne nicht die Erwartungen

erfüllt, die man von ihr bei ihrem ersten Auftreten hegte. Obschon verbreiteter als irgendeine frühere literarische Schule, hat sie mehr als alle früheren den Charakter einer Clique angenommen. Die Clique ist die organisierte literarische Schule. Diese Organisation schließt alle Fremdkörper aus, wie mit einer chinesischen Mauer umgibt sie die Schule. Totgeschwiegen werden in vieler Hinsicht gleichstrebende Geister, die nicht gerade das Freimaurerzeichen der Moderne haben, in dicken Bänden wird die Literatur der Gegenwart behandelt, aber Dichter wie Paul Heyse, Adolf Wilbrandt u. a., welche noch immer so schöpferisch sind wie die Jüngsten, werden gar nicht erwähnt; noch weniger kümmert man sich um die Vorgänger, die zum Teil schon in gleichem Sinne wirkten. Das junge Deutschland wird als eine verächtliche, überwundene Richtung hingestellt, und doch haben die besten Jüngstdeutschen mit den besten Jungdeutschen sehr vieles gemein, und die letzteren haben die Moderne ihrem Wesen nach besser erfaßt als die Vertreter der Moderne. In ihren Zeitschriften wie in der „Gesellschaft“, die zuletzt ganz bedeutungslos geworden, herrschte eine Absperrung von allem, was nicht modern geachtet und gestempelt war, die an ein engherziges Schutzollsystem erinnerte. Die extranei wurden zwar nicht gevierteilt und geköpft, aber sie waren Luft für das Journal, und ebensowenig existierten sie für verschiedene Feuilletons, in denen die moderne Phrase herrschte. Es gab und gibt Verleger, bei welchen diese extranei vergeblich anklopfen würden, die nur die notorischen Häupter und Jünger der Schule berücksichtigen. Einige Theater bringen nur Dramen solcher Autoren; fast alle deutschen Bühnen stehen unter ihrem Bann; in Berlin gab es anfangs Proteste, jetzt gibt es Erfolge, und die Direktoren in der Provinz brauchen den Erfolg, weil er ihre Kasse füllt. Es gewinnt jetzt allerdings den Anschein, als ob eine freiere Bewegung in der Literatur das Cliquenwesen gebrochen und intra muros et extra ein nicht an die Schablone gebundenes Leben sich entfalten werde. Dann wird auch die wahrhaft moderne Poesie zur Herrschaft kommen, die Poesie der jetzigen Moderne in sich aufnehmen, soweit sie berechtigt ist, aber über ihre engen Schranken hinaus eine moderne Klassizität herbeiführen, welche viele große, jetzt gänzlich mißachtete Aufgaben der Dichtung, besonders der dramatischen, und die Grundgesetze derselben wieder in ihre unveräußerlichen Rechte einsetzt.

Der voraugusteische Verkehr zwischen der Ostsee und dem Mittelmeer

Von

Oscar Montelius

Zur Zeit des Kaisers Augustus umsegelte eine römische Flotte auf ihrer Entdeckungsreise nach dem Norden die Kimbrische Halbinsel, wie Jütland in alten Zeiten genannt wurde. Diese Fahrt wurde als so merkwürdig betrachtet, daß eine Tempelinschrift in der weit entfernten kleinasiatischen Stadt Ankyra davon spricht.

Damals verhielt sich der Norden Europas zu den Kulturländern des Südens ungefähr wie heutzutage viele außereuropäische Länder zu Europa. Falls eine geographische Gesellschaft zu der Zeit in Rom existiert hätte, wäre der Chef der Thule-Expedition unzweifelhaft ebenso gefeiert worden, wie die Forschungsreisenden in unsern geographischen Gesellschaften es jetzt werden.

Was jene Römer in den skandinavischen Ländern erfahren hatten, wissen wir nicht. Ihre Fahrt bildete sozusagen eine Fortsetzung der Entdeckungsreise, welche der Marseller Pytheas drei Jahrhunderte früher, zur Zeit Alexanders, nach dem Norden Europas gemacht hatte. Er verfaßte allerdings einen Reisebericht, davon ist aber bekanntlich nur sehr wenig auf uns gekommen. Und vor ihm hat die ganze Literatur der südlichen Völker fast gar nichts von Handelsverbindungen mit dem Norden zu erwähnen; nur vom Bernsteinhandel finden wir einige Andeutungen.

Wie kann man aber unter solchen Verhältnissen von einem uralten Verkehr zwischen dem Süden und dem Norden von Europa sprechen? Dies ist nur dadurch möglich geworden, daß wir andre Quellen als die literarischen für unsre Kenntnis von diesem Verkehr besitzen.

Naturprodukte und Artefakte, die, aus der einen Gegend stammend, in einer andern gefunden worden sind, können uns nämlich Aufschluß über den alten Handel zwischen diesen Gebieten geben. Zahlreiche Funde dieser Art haben tatsächlich viel von solchen Dingen zu erzählen.

Römische Münzen, römische Gefäße von Silber, Bronze, Glas und Ton, römische Statuetten und viele andre römische Arbeiten, die man in den germanischen Ostseeländern ausgegraben hat, beweisen, wie bedeutend der Verkehr zwischen dem Römischen Reiche und den außerhalb des Rimes im heutigen Norddeutschland und in den skandinavischen Ländern wohnenden germanischen Völkern während der ersten Jahrhunderte nach Christus war.

So hat man in Dänemark und auf der skandinavischen Halbinsel eine große Zahl von römischen, im ersten Jahrhundert nach Christus gefertigten Arbeiten gefunden, die, wie wir deutlich erkennen können, schon im selben Jahrhundert nach dem Norden gebracht worden sind.